

A m o s.

Amos — was ist Amos? Vielleicht irgend eine Berühmtheit? Ein Künstler oder Professor, dessen Geschichte wert ist, der Nachwelt erhalten zu werden? Ein Gesandtschaftsattachée etwa oder ein Elegant, der von sich reden machte?

Um es gleich vorweg zu sagen: Amos hat weder mit Gott Amor das Mindeste gemein, noch ist oder war er irgend ein großes Menschentier, dessen Taten der Aufzeichnung für die Weltgeschichte wert sind. Und doch habe ich diesem Amos in meinen Tagebuchblättern einige liebevolle Seiten gewidmet, weil das kleine, enge Schicksal dieses Menschen mich innerlich ergriff. Weil ich im Spiegelbilde seines Lebens eine Glückseligkeitsidee verwirklicht fand. Weil ich diesen einfachen Mann am Ende seines Lebens in Summa für glückreicher fand als hunderttausend andere, die feuchend am Glückswagen des Lebens zerrren und doch nur des Geldes feile Sklaven und Narren sind.

Nach meinen Aufzeichnungen war Amos ein alter Landbriefträger.

Lieber Gott — wie oft ist dieser Mann mir auf meinen Wegen begegnet, als ich einige Jahre meines Lebens auf dem Lande am Hohen Donnersberge zubrachte! Bewunderung und gutes Angedenken, die ich diesem deutschen Bergriesen für immer bewahre, drängen mir auch die Erinnerung an jenen Mann auf, dem ich so oft bei freundlichem Gruße in die Augen geblickt habe. Ich sehe ewig sein glattrasiertes, frisch-rotes Gesicht, seine blasblauen, sprechenden Augen, sein volles, graues Haar, seine etwas gebeugte, große Gestalt — jahraus, jahrein im selben Schritt und Tritt, nie in Hast, den Blick meist abwärts gerichtet, ein leichtes Lächeln um den Mund. Und freundlich war er stets, freundlich und zuvorkommend. Immer heiter, immer froh. Aber — nebenbei immer die Amtsmiene! Die Amtsmiene! So ein kleiner Staatsautoritätsvertreter # ~~Herrgott~~ — so ein Landbriefträger, der Freud und Leid im Briefe mit sich führt und Geld und Gut hinaus trägt aufs Land unter die Leute — warum sollte der keine Amtsmiene haben? Ist dieser Mann in seiner Tätigkeit nicht wichtiger wie mancher Tintenkleckser auf seinem Drehstuhl im Kontor, der da sitzt und Beiträge zur Invaliditäts- und Altersversicherung herausrechnet? Oder Lohnlisten würgt — oder Zinszahlen auswirft? Oder jahraus, jahrein vor dem Kontokorrentbuche hockt und Einträge macht, Schreibmaschine tippt und Rechnungen schreibt? Oder gar Post-

marken verkauft? Postmarken — die kann man heute schon an Automaten haben, der Mann der solches tut, kann ersetzt werden. Aber Amos nicht.] Wenn ~~der~~ seine Tasche umhängt, wohlgeordnet alle Briefe, Karten, Zeitungen und Paketadressen, alles Geld peinlich gezählt — er sagt gar nicht, welche hohe Summen er manchmal mit sich führt — wenn der schließlich seine Pakete bis zur Höchstbelastung um seinen sehnigen Körper herum aufhängt, wie Sankt Nikolaus am Weihnachtsabend, wenn Amos seinen Krückstock dann entschlossen in die Rechte nimmt, seine Dienstmütze aufsetzt und endlich von dannen stapft, pünktlich auf die Minute wie ein Expreszug aus Berlin-Anhalter Bahnhof: wer wollte diesem Manne eine Wichtigkeit absprechen, die mancher Sterbliche, der sich wonders was dünkt, nicht im entferntesten erreichen kann? Wer wagt da zu zweifeln? Amos ist unersetzlich. Er ist eigentlich so ein kleiner Postzug auf Schusters Kappen. Die Wege sind seine Gleise, die Ortschaften und Höfe, die er begeht, sind die Stationen, auf denen er anhält und ein- und ausladet. Sein Fahrplan und Geschwindigkeitsmesser sind seine untrüglichen Beine. So rechte Kilometerbeine, um die ihn mancher Wäldler und Tourist beneiden möchte. Denn alles ist äußerlich Uhrwerk an diesem Manne. Die Landleute draußen richten sich nach ihm; denn wenig Postzüge verkehren mit gleicher Pünktlichkeit wie er. Um 7 Uhr 35

Amos

Minuten kommt er vom Bahnhof her an der Lohmühle vorüber. Die Bäuerin guckt schon nach ihm aus.

„Ist der Amos schon vorbei?“

„De Poschtbott? Nee — aber —“ da guckt die kleine Liesbeth über die Blumentöpfe am Fenster die Landstraße hinab und hat ihn schon erblickt — „aber, dort kummt er, Mutter.“

„Soo, — dann ruf de Hannes un de Philp un die Lene.“ Des Postboten Ankunft ist nämlich die Zeit des Frühstücks für das Gesinde. Die alte Wanduhr steht schon seit langen Jahren stille. Der Uhrmacher sollte schon längst mal nachsehen. Wegen so einer Uhr allein aber ist es nicht lohnend, aufs Land hinaus zu kommen. Es käme auch zu teuer in diesen Zeiten. Und da achten denn die Leute des Hofes auf das Poltern der Züge auf dem nahen Bahndamm und auf — Amos. Amos ist ihnen eine wandelnde Uhr. Jede Stelle seines Weges bedeutet für die Eingefessenen einen Punkt des Zifferblattes, auf dem der Zeiger der Uhr stehen muß, wenn sie geht. Und wenn die Uhr steht, geht's auch ohne sie. Denn Amos kommt ja täglich um dieselbe Minute und — das genügt ihnen.

So geht Amos immerfort seines Weges. Menschen können zu Maschinen werden, zu lebenden Maschinen, die sich allmählich zu lebenden Uhren verfeinern. Gewohn-

heit, Pflicht, Zwang, Wille, Gebot und Not schleifen und formen sie dazu im Laufe der Jahre.

Also stapft diese wandelnde Uhr im Winter mit der Pünktlichkeit eines Postzuges wohlgemut durch den tiefen Schnee, der an den Halden des Donnersberges liegt, schreitet leicht und frohgelaunt durch den Sommertag, wenn die Sonne vom Himmel brennt und die andern Menschen um ihn unter der Hitze seufzen. Die andern Menschen. Nur Amos nicht. Er ist ja so ein Gewohnheitstier geworden. Für ihn hat die Erde und die Natur mit ihren sprunghaften Launen keine Ueberraschung mehr. Er erträgt alles mit stoischem Gleichmut. Nur im Frühjahr und Sommer ab und zu hat diese Maschine Mensch manchmal einen Versager. Aber wer hier auf Krankheit etwa rät, ist auf falschem Wege. Denn Amos war noch nie krank, sein ganzes Leben lang nicht. Er sieht ja auch immer so frisch in die Welt hinein mit seinen achtundsechzig Jahren. Der Schelm sitzt ihm noch in den Augen und er hat für alles ein gütiges, besänftigendes Wort, daß es mit Wunderdingen zugehen müßte, wenn so ein Sonnenmensch vom bösen Vampir Krankheit angefallen werden würde. Menschen mit solchen Goldherzen sind gefeit gegen dieses böse Tier.

Aber — manchmal im frühen Jahre, wenn die ersten Veilchen blühen und die kleinen, lieben Gänseblümchen zum blauen Himmel gucken und die Schlüsselblumen

am Wiesenraine so wunderbarlich gelb leuchten — da bleibt Amos auf seinem Wege stehen, meist auf den Pfaden, die ihn seitwärts in die Gehöfte führen und die mit dichtem Heckenwerk und mächtigen Obstbäumen bestanden sind. Da macht der Alte Halt auf seinem Marsche, stemmt den Krummstab vor sich in die Erde, beugt sich leise nach vorn und hält die Hand ans Ohr und lauscht. Langsam verziehen sich seine Lippen zu einem leisen, fast wehmütigen Lächeln. Golden verklärt sich sein Herz, denn irgend ein Vöglein sitzt da auf dem Baume oder im dichten Gezweige des blühenden Gesträuchs, eine Singdrossel, eine Grasmücke oder am Spätabend oft eine Nachtigall. Amos kennt sie alle. Er kennt den Schlag eines jeden Sängers. Bei den ersten Lauten kann er sie mit Namen nennen. Denn sie sind seine einzigen wahren Freunde, die nur immerfort geben und spenden das Beste und Schönste, was des Menschen Herz erfreuen kann: Gesang. Und Amos ist so sanges hungrig und so musikbedürftig, vorab im Frühling. Er dankt mit Herz und Blick für jede Gabe. Und die Vöglein wissen das. Denn sie jubilieren und singen und trillern allemal, wenn der Alte kommt, weil sie wissen, daß sie in ihm einen aufmerksamen Zuhörer haben. Dann bückt sich der Alte und pflückt sich ein Sträußlein von den ganz kleinen Blümlein, die am Raine stehen, um es ins Knopfloch zu stecken. Und wie er's um sich singen hört und

tirilieren und wie er den blauen Himmel über sich sieht und die ganze Welt verklärt und neugeboren — da fühlt er in der Einsamkeit und Stille die ganze Schönheit dieser Erde, auf der wir schwachen, immer strebenden, nie zufriedenen Menschen als Sterbliche wandeln, jeder mit seinem Wechsel auf lange oder kurze Sicht in der Brusttasche, der uns den Tag bezeichnet, wo wir wieder zur Erde zurückzukehren haben. Da kommt es nun manchmal vor, daß dieser Mensch, äußerlich anscheinend Maschine, innerlich aber mit einem prächtigen Herzen und taufrischen Gemüte beschenkt, wirklich einmal um einige Minuten zu spät daran ist. Und die Kathrin in der Ziegelei, die meist am Küchenfenster hantiert und sich nach dem Alten immer richtet, guckt dann erstaunt nach der altersschwachen Schwarzwälder Uhr. Zwischen ihren Lippen murmelt sie etwas: „Die alte, bocksteife Uhr ist so verrückt wie unsere ganze Zeit; manchmal drängt sie, manchmal hängt sie. Der Amos ist erst vorbei. Heut hat sie wieder den Kappel.“

„N' Tag, Kathrin —“ Immer wechselt der Alte gern ein paar Worte mit der Jugend.

„N' Tag, Amos.“

„Schön Wetter heut, Kathrin. Und wie alles drauß steht, Kathrin, in Sunn und Glanz! G. gut Johr gebt's, ja, ja.“

„Neen' Ehr?“

„Das glaab ich. Wann's Gott will. Brauche
könnt' mer's.“

„Ei jo.“

Damit ist der Alte schon vorbei. Denn nie bleibt er stehen, wenn nicht des Dienstes Gebot es erfordert. Kurz und gemessen sind deshalb alle seine Zwiegespräche.

Es ist gegen Mittag. Da geht er nun zurück zum Bahnhof aufs Postamt, liefert Geld und Belege und Brieffschaften ab, macht gewissenhaft Abrechnung und steuert bedächtig heim zum nahen Dorf, gleichsam als wolle er den Abtast geben zu dem anstrengenden Marsche des Morgens. Nach Tisch geht es wieder hinab zum Bahnhof und dann stapft er wieder hinaus auf die Straßen und die Feldwege in die Ortschaften und Gehöfte und ~~am Abend~~ beim Meläuten sieht man ihn wieder über die Höhen kommen dort, wo der Donnersberg dunkel sich abhebt. Nie versäumt er als wandelnder Postzug eine kurze Notbremsung vorzunehmen und sein Kostbarstes, was er hat, seine Heimat, mit sinnenden Blicken in sich aufzunehmen. Denn schön ist diese Heimat immer, sei es, daß sie im weißen Kleide des Winters daliegt oder im Blütenkranze des Frühlings — in den satten Farben des Sommertages oder im bunten Braun und Rot des Herbstes. So geht des Alten Tageswanderung langsam zu Ende. Und wenn das Tagewerk vollbracht ist und er sein Pfeifchen anzündet auf dem

Heimwege, dann kommt sein alter, schwerer, brauner
Dachshund, der Ortel, der ihn schon längst erwartet hat,
ihm entgegengesprungen und bellt und wedelt vor Freude.
Geruhig sitzt der Alte noch eine Stunde nach dem Abend-
essen zuhause, um bald die Ruhe zu suchen, die er mit
automatischer Pünktlichkeit antritt. Denn am Morgen
beginnt aufs neue das Werk.

* * *

Fortsch. Eines Tages ist nun mit dem alten Amos etwas
vorgegangen.

Der Donnersberg reckte sein dunkles, bewaldetes
Haupt drohend gen Himmel, drohender und unheimlicher
wie sonst. Klar hob sich der Hohe Königsstuhl oben ab, ganz
nahegerückt erschienen die Schluchten und Hänge. Der
große Beutelfels reckte sein Massiv trozig empor — es
war ein schwüler Sommergewittertag und die Sonne
brannte und stach herab. Die Felder und Wege glühten.
Der alte Amos ist da über die Felder gegangen, dem letz-
ten Gehöfte zu, behängt mit Paketen, und ist den
Schluchten am Donnersberg zugesteuert. Und mit kun-
diger Miene hat er ab und zu nach dem Firmament ge-
blickt, die Luft prüfend eingesogen und dann seine Prog-
nose gestellt: es gibt ein schweres Wetter heut.

„In 'ner halb Stunn hammer's —“, murmelt er
für sich hin.

„Was dann . . .?“ Der Eymann-Louis tritt plötzlich hinter einem Birnbaum hervor.

„Ah — du bischt's, Louis. Was mer han? Das Gewitter.“

„Wel Gewitter?“

„Na — das Gewitter, das do kummt — ich glaab mit Schloße sogar — ich fühl so was, Louis. Vielleicht kann's aach noch e Stund dauere — oder zwee — aber friege dun mer noch was, Louis.“

So alte Naturmenschen wie der Amos haben ein feines Gefühl für die geheimen Vorgänge der Natur.

„Herrgott —“ der Louis ballte die Faust — „do soll doch e Heiligmilliondunnerk . . .“ Weiter kam der Louis nicht.

„Ei, Louis, wann du noch de Deiwel an die Wand moltscht . . .“

„E Dunner soll 'neischlage — un do steht mei' Kaps! Wann der Schloße frie't, is alles hin. Hätt' ich 'n doch heut morge geholt! Aber die Alt', die Alt', sie weesß alles besser, die Alt'. Do soll jo . . .“

„Louis, versündig' dich net an unserm Herrgott!“

„Ach, was, Herrgott hin, Herrgott her, mei' Kaps, mei' Kaps. Un wie ich mich uf mei' Kaps gefreet han — dies Johr. De erscht, den ich bau'. Ich han 'n nie gemeecht. Aber dies Johr han ich de Narre gefresse am Kaps. Er fangt schon an auszufalle, 's is hohe Zeit.“

Aber Schloße, Amos, wann's Schloße geht, ich fluch net gern, aber do soll jo e Heiligmilliond!"

„Louis, du bischt halt e unverbesserlicher Sünder.“

Der Eymann-Louis trabte wild an seinem großen Kapsstück entlang.

„Net gesund mehr möcht ich do wegg gehe, wann mei' Kaps, mei' eenzigi Freed, verunglückt — so e Lumperei!“

„Na, Louis, —“ der alte Amos war schon ganz ferne — „na Louis, werd net so schlimm ausfalle, Gott weesh, ob's überhaupt schließlich was Schlimmes geht. Grüß Gott!“

Ganz ferne hörte man ein dumpfes Grollen. Aber plötzlich ging ein frischer Gegenwind über die Felder und die Gefahr schien wieder beseitigt. Da lächelte der Alte still.

„Der Louis — ja, der Louis. Er is halt e alter, hartgefottener Sünder. So e Koppdurchdiwand. So e Reißallesum. So e Sprengindieluft. So e Kerche-meider!“

Amos selbst hatte sich einen einfachen, frommen Kindersinn bis ins Alter hinein bewahrt und er hatte gefunden, daß er nicht schlecht dabei gefahren war. Wenn der Pfarrer Sonntags in der Predigt so recht gegen die loslegte, die glaubten, ohne Religion gehe es auch, gegen die Gottesleugner, gegen die Allesleugner, die Reinvernunft-

menschen, die Tatsachenpropheten — so hatte er immer seine Freude an dem grimmigen Herrn gehabt, weil er so mannhaft war und kein Blatt vor den Mund nahm. Weil er ihnen bewies, daß alles schon dagewesen war und daß die Menschen, wenn sie herumgeirrt waren in den Labyrinth des Daseins und der Erkenntnis und den Kopf frech hinausgestreckt hatten in die Dimensionen, zu denen nun einmal die Vorsehung uns weise den Zutritt verwehrt hat — daß die Menschen immer wieder zurückfielen auf die Erde, aus der sie genommen sind und zuletzt vor dem Throne des Ewig-unveränderlich-allmächtig-allwissend-allweise-allgegenwärtig-gerechten knieten und beteten: Ich bin nur ein schwacher Mensch — vergibt mir und sei mir gnädig. Ja, so hat der Herr Pfarrer gepredigt! Und man kannte sie ja alle im Dorfe, die sich hartnäckig von der Kirche fernhielten, weil das Gift einer neuen Zeit sie infiziert hatte. Die einen nannten es Gift, das war die Mehrzahl. Die andern nannten es Balsam für die Wunden, die eine kapitalistische Zeit uns geschlagen hat.

Zu den letzteren gehörte auch der Eymann-Louis. Der Louis war überhaupt so ein Abgefemter, Vorwärtsdrängender, der am liebsten alles kurz und klein geschlagen hätte. Das war er schon in jungen Jahren.

Dem alten Amos ging das alles durch den Kopf. Mit seiner Frau daheim stand der Louis auch immer auf

dem Kriegsfuße. Denn im Geldausgeben war er unberechenbar und der ewige Kampf zwischen beiden um das, was recht und was unrecht dabei war, hatte sie fast aufgerieben. Voriges Jahr hatte der Louis es mit einer neuen Mohnpflanzung probiert. Die hohen Oelpreise hatten ihn gereizt. Gleichzeitig hatte er den Versuch mit einer neuen spanischen Hühnerart unternommen. Die Proben waren fehlgeschlagen. Dieses Jahr hatte er seine Karte auf ein Rapsfeld gesetzt, mit dessen Anbau er eine neue hohe Verdienstmöglichkeit seinem Gute bringen wollte. Immer hatte er Neues im Kopf. Er grübelte Tag und Nacht.

Der Raps stand nun tatsächlich ausgezeichnet und die Probe aufs Exempel war sozusagen schon gemacht. Einmal mußte es ihm doch glücken! Er war die letzten Tage nicht mehr von dem Ackerstücke wegzubringen. Von Tag zu Tag wartete er den richtigen Zeitpunkt der Ernte ab. Und nun war er heute mittag nochmals hinausgegangen, innerlich voll Unruhe, um nach dem Rechten zu sehen — da schien das Verhängnis ihn schon wieder zu verfolgen. Auf dem Hinwege ins ferne Ackerstück war ihm die alte Lore von Jmsbach in den Weg gelaufen und hatte ihm gesagt, daß in seinem Kartoffelstück am Walde droben die Wildschweine gehaust hätten. Da war er hingegangen und es blieb ihm nichts anderes übrig als festzustellen, daß ein böser Wildschaden ihn heimgesucht

hatte. Verflucht! Haben sich denn auch die wilden Tiere noch gegen ihn verschworen? Dann hatte es ihn vorahnend zu seinem Weizenstück hingezogen und dabei hatte er sehen müssen, daß mindestens sechs große, breite Spuren durch das Ackerstück führten, ob von Mensch oder Tier, ließ sich augenblicklich nicht einwandfrei sagen; er glaubte aber deutlich Fußspuren zu erkennen. Und nun bemerkte er dort deutlich die Stiefelabdrücke zwischen den Halmen. Aha — da war wieder in der Nacht einer von den Halunken dagewesen!

Er ging prüfend die Ackerfurchen entlang. Ganze Nester hatten sie ihm hineingetreten und die Aehren abgesichelt für die Säue . . . Das mit dem Kartoffelstück war auch nicht ganz klar . . . Und als ob eine schwere Hand sich auf ihn legte, so schlich der Mann geduckt durch das Feld, seinem geliebten Kapsstücke zu. Vor acht Tagen erst war ihm seine beste Fahrkuh verendet. War denn die Vorsehung . . . — ach was, Vorsehung — war denn diese verfluchte Welt, die immer nur das Böse will und nur widerwärtig das Gute schafft, war denn diese Welt ewig gegen ihn? Sinnend ging er durch die Feldwege. Da blieb er, wie von magnetischer Kraft angezogen, vor seinem Kapsstücke stehen, als ob hier der letzte Anker seiner Hoffnung läge. Langsam zogen einzelne graue Wolken am heiteren, blauen Himmel empor. Der Eymann-Louis richtete sich mit einem Rucke plötzlich

auf. Er maß mit zusammengekniffenen Augenbrauen seine Heimatfluren, blickte trotzig und wild gegen das Firmament und fing an, mit dem Herrgott, von dem er doch sonst so wenig wissen wollte, zu rechten. Hochauf bäumte sich der trotzige Mann:

„Warum hat mich Gott auf diese Stelle gesetzt, mich, ausgerechnet mich?“

„Weil du an diese Stelle gehörst! Weil deine Väter schon seit Urzeiten ihre Scholle da bebaut haben. Weil du mit dieser Erde verwachsen bist!“

Woher kam diese Stimme? Die war aus dem Rapsfeld gekommen. Aus diesem seinem Rapsfeld.

Der Eymann-Louis lachte wild vor sich hin. Als ob er an so etwas wie Spuk glaube? Ha! Es reizte seinen Zorn. Breitspurig stellte er sich hin, die Arme in die Hüften gestemmt: „Wer sagt dir, daß ein Mensch mit seiner Scholle verwachsen ist, du, Rufer dort, hörst du's? Wer sagt das? Im Zeitalter, wo der Verkehr die Welt regiert? Ziehen nicht Tausende draußen wandernd zu Fuß, auf Eisenbahnen, auf Schiffen täglich durch die Welt und suchen und finden ihr Wirkungsfeld und Glück dort, wo Mutter Erde ihnen Brot gibt? Ist das nicht Heimat? Schmeckt das tägliche Brot in der Fremde schlechter wie *als* daheim?“

„Viele ziehen ruhelos durch die Welt, getrieben von der Sucht nach Geld und Gut, angelockt von der Fata

Morgana eines unbestimmten Glückes. Viele wirft auch ihr Schicksal und die Not draußen herum. Aber sind das nicht die Aermsten unter den Armen?"

„Du lügst, Stimme im Rapsfeld, du lügst! Warum soll die Scholle, die uns geboren hat, allein Glück uns geben? Solange der Mensch satt hat, ist er nicht arm, wo er auch sei. Mein Himmel ist die Erde! Oder willst du die Mär vom Himmelreich mir künden wie der Pfarrer drunten? Ha — ha —!“

„Du vergessest, daß Wohlstand wohl Satttheit, aber nicht Glück erzeuget. Denn das Glück liegt in uns. Seine lauterer Quellen entspringen dort, wo wir die ersten Blumen pflückten, wo sich der Welt Schönheit uns zum ersten Male erschloß. Des Glückes Urgrund ist die Scholle, die uns trug, als wir zum ersten Male das Wort „Mutter“ stammelten.“

„Des Glückes Mutter aber ist das Geld — jawohl, Stimme im Rapsfeld dort! Und wie jedes Kind, um eine Mutter zu haben, auch einen Vater braucht — so will ich der Vater dieses Kindes sein, der Vater meines Glückes. Weltverträumtheit ist Stillstand und Rückgang. Mein Feld ist mir zu eng. Meine Urahnen haben hier gehaust. Sie wußten nicht weiter. Ich aber habe die Welt gesehen und will nun wieder hinaus zu ihr. Werkthätig will ich sein und neue Werte will ich schaffen. Alles was man uns sagt von Heimat, Glück und stillem

Bescheiden und Genügsamkeit und Himmelreich auf Erden und Religion und Glauben — ich glaub' diesen Glauben nicht mehr! Ja, ich! Sieh nur in diese Welt von heute hinein! Das Geld und mit ihm die Macht beherrschen den Tag und die Stunde, beherrschen damit den Menschen. Wo ist nun das Glück? Bei den Herrschern oder den Beherrschten? Um das Gute zu wollen und zu können, braucht man Macht und Macht ist Geld und Geld ist die Welt und die Welt ist die Tat und die Tat geht oft über Trümmer und Leichen. Ich auch will das Glück und die Liebe!"

„Das Glück, das über Trümmer und Leichen ging, ist nicht das Glück des Himmels. Es muß der Fels sein, an dem sich dieser Welt Gemeinheiten und Anwürfe brechen. Im Bescheiden liegt das wahre Glück. Wir sind mehr auf dieser Welt als nur Arbeitsmaschinen und Geldmacher. Wir sind Menschen!"

„Deinen Himmel überlasse ich den Engeln und den — Späßen. Ich will als Mensch auf dieser meiner Erde stehen mit meinen Stiefeln!" Da hörte er wieder die Stimme im Rapsfelde.

„Gott ist die Liebe". War das nicht der Tonfall derselben Stimme, die Sonntags immer von der Kanzel kam einst, als er noch in die Kirche ging?

. . . „Und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. Louis, du glaubst, diese Welt

begriffen zu haben und bist doch ein großer Tor. Nur die Toren sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott."

„Aber ist Gott mit denen, die da leiden und darben und Hungers sterben — he? Oder ist er mit denen, die das Himmelreich sich auf Erden schaffen? Wer ist Gott? Wo ist Gott? Wie ist Gott? Der ist mein Gott, der mich satt macht!"

„Glaubst du, Irrender, daß die da leiden und darben, alle, alle schuldlos sind? Kannst du ermessen, ob das Leidtum eines Menschen, ja eines ganzen Volkes, nicht eine Prüfung Gottes ist? Weißt du, wieviel Gerechte und wieviel Unschuldige seufzen? Gott irrt nicht. Gott ist das Gesetz, Gott ist die Mühle, die langsam und sicher mahlet. Er ist die höhere Gerechtigkeit und Einsicht, in deren Gedankengänge keines Menschen Hirn zu dringen vermag. Ist Gott das Schlaraffenland oder ist Gott der Geist, der über allem Geschehen wohnt und richtet? Ist er nicht das höhere Weltgesetz, die Gerechtigkeit selbst, die natürliche Natur, die niemals irrt? An wen geht die Ladung Gottes, teilzunehmen an seinem Mahle und warum setzest du dich nicht mehr an seinen Tisch? Lerne dich bescheiden? Bleibst treu deiner Heimat und deinem Heim? Liest das Gute und verabscheuest das Böse? Weil der Welt Teufel in dich gefahren ist! Weil du an die Alleinseligmachung des Geldes glaubst! Weil du nicht begriffen hast, daß die Grenze der Geldmacht die Grenze

zum Lande des höheren Menschthums ist! Entscheide dich: kein Knecht kann zweien Herren dienen; entweder er wird den einen hassen und den anderen lieben oder wird dem einen anhangen und den anderen verachten. Ihr könnet nicht Gott und dem Mammon dienen. Entscheide dich! Des Menschen Leben ist so kurz. Entscheide dich!"

Hochauf bäumte sich der Mann. Er fühlte sich ins Mark getroffen. Er will Abrechnung mit der Stimme halten, und nun wird ihm immer mehr zur Gewißheit, daß diese Stimme seine eigene ist, da — da drinnen heraus oder sonstwo . . . Mit geballten Fäusten und wahnwitziger Gebärde rennt er gegen das Rapsfeld an:

„Ich hasse dich! Ich bin selbst mein Gott, du . . .!“

In diesem Augenblicke wird der Kopf des alten Amos über dem Buckel des Feldweges sichtbar. Wie ein Beschwörer tauchte seine Gestalt geheimnisvoll hinter der Senkung auf. Er sah den ekstatischen Mann im Zwielicht der Wolkenschatten. Er hatte seine kreischende Stimme von ferne gehört . . .

Da geschah etwas Furchtbares. Ein feuersprühender Strahl, ein knackend-helles, ohrenbetäubendes Krachen. Ein dünner Dampf steigt auf. Unmittelbar darauf ein Grollen im schwarzen, inselartigen Gewölbe droben, daß die Luft zittert und die Vögel im Felde ängstlich auffliegen — der Blitz hat neben dem Eymann-Louis ins Rapsfeld geschlagen. Ein tiefes, verschmolzenes Loch

bezeichnet die Stelle, wo der Strahl in den Boden fuhr. Und nebenan liegt der Louis lautlos zusammengekauert auf dem Gesicht.

Wie angewurzelt steht der Alte droben auf dem Feldwege und stützt sich auf seinen Stock. Kreidebleich ist sein Gesicht. Die Knie zittern ihm. Dumpf und schwer hört er zum erstenmal in seinem Leben sein Herz pochen, daß er glaubt, es zerspringe ihm. Er fühlt einen rißartigen Stich in der linken Seite. Lange blickte er erstarrt vor sich hin. Ganz langsam kehrt die Besinnung wieder zu ihm zurück.

Das war ein Blitz aus heiterem Himmel! Ein Strafgericht Gottes? Amos sinnt nach. Da vorn am Wege sieht er jemanden liegen. Furchtsam nähert sich der Alte dem leblos Daliegenden. Er dreht ihn zur Seite: der Eymann-Louis. Tot. Das Gesicht ist ganz schwarz. Der Eymann-Louis ist vor seinem Kapsfelde vom Blitz erschlagen worden! Der alte Mann faltet die Hände und betet zitternd und mit bleichem Antlitz ein Vaterunser:

— — — — —
unser täglich Brot gib uns heute
und vergib uns unsere Schuld
— — — — —

Dann wankt der Alte, sich nochmals furchtsam umsehend, nach dem Dorfe. Er umfaßt seine Tasche fester

mit den Händen, als könne ihm jemand das Geld rauben, das man ihm anvertraut und das er zur Post zu bringen hat. Er sann und sann. Etwas Furchtbares war da vorgegangen. Er sann über das Leben dieses Menschen nach, der dort nun tot lag. Er winkte über die Felder nach den Bauern, um Hilfe zu holen. Aber die wollten ihn nicht verstehen. Sie glaubten, der Alte habe einen in die Hitze hinein getrunken, so stolperte er dahin und fuchtelte mit den Armen. Bis endlich der Adjunkt des Dorfes selbst daher kam. Er sah das ganz ungewohnte Benehmen des Alten von weitem. Amos erstattete verwirrt Bericht über das Geschehnis. Aber keine Macht der Welt hätte ihn bewegen können, nochmals zurückzukehren, um an Ort und Stelle alles zu erklären. Langsam und schwer ging er seines Weges. Er fühlte — auch mit ihm war durch den Schreck und grausigen Anblick etwas vorgegangen.

* * *

Seit jenem Tage kam Amos immer zwanzig Minuten zu spät vom Bestelldinge zurück. Es fiel das auf. Die Kathrin in der Ziegelei fing mit der Uhr wieder zu zanken an. Die kleine Lisbeth rief das Gesinde zwanzig Minuten zu spät zum Abendbrot. Es fiel das auf. Das kam daher, daß der Alte die Stelle, wo der Bliß den Eymann-Louis erschlagen hatte, mied, als wenn dort der

Teufel in eigener Person stehen würde. Und mit dem wollte er einfach nicht handgemein werden. Amos nahm dort einen Seitensfeldweg. Und erst nach Wochen wagte er zum ersten Male in Gesellschaft eines Bauern die Stelle wieder zu begehen — aber nicht ohne ein kurzes Stoßgebet zu verrichten.

* * *

Eines Tages nun, nicht lange nach dem Begebnis, machte der Alte eine Entdeckung, die ihm ganz sonderbar vorkam.

Als er auf dem Heimwege vom Donnersberg war und die Sonne beim Untergehen noch so warm schien und die lieben, kleinen Säger im Buschwerk so lieblich schlugen — mußte er droben im Jungwalde stehen bleiben. Erst war ihm, als habe er eigentlich nur Halt gemacht, um den Vögeln zu lauschen. Eine Grasmücke jodelte gerade so wunderschön. Aber das Lächeln stand ihm heute gar nicht so an wie sonst. Immerfort mußte er tief Atem schöpfen — da merkte er mit einem Male, daß er so sonderbar müde war, daß ihn die Beine nicht mehr trugen und daß da links in seiner Brust es immerfort wie mit einem Hämmerlein heftig klopfte und klopfte. Er fühlte sich so matt, daß er sich schließlich hinsetzen mußte.

„Wie geht's, Amos?“

„Viel, viel Ruhe!“ hatte er in letzter Zeit oft scherzhaft auf diese Frage geantwortet.

Viel, viel Ruhe! Wie nur diese Worte auf einmal in ihn gekommen waren? Er lächelte. Nun war es ja wieder vorbei. Er fühlte sich langsam wohler. Von ferne hörte er die „Zeeg“, das Totenglöcklein, läuten.

„Ah, der Frank Peter,“ murmelte er vor sich hin. Und da rang es sich plötzlich wie ein tiefer Schmerz aus ihm heraus. Ganz traurig wurde er: „Auch der Peter ist nun gegangen.“

„Du werst alt. Du werst alt, Amos,“ sagte er zu sich.

Ein stilles Weinen ging durch den Mann. Er nahm den Kopf zwischen beide Hände und blickte still und ergeben vor sich hin. Eine sonderbare Leere kam da über ihn.

„Achtundsechzig. Du bist halt alt, Amos. Es werd Zeit, daß du dich reisefertig machst.“ Dann richtete er sich langsam auf und ging.

* * *

Wie es nur kam, daß der alte Amos eines Tages in der Stadt drinnen beim Amtsarzt Dr. Steinhoff im Wartezimmer saß? Sonderbar, wie so große Herren so kleine Schilder am Hause führen! Da hatte ja der

Spezereikrämer im Dorfe ein größeres! Alles kam ihm so fremd, so ungewohnt, so großartig in der Stadt vor. Und erst das Wartezimmer! Eine gewisse Behaglichkeit lag über ihm. In der Mitte stand ein großer, runder Tisch, auf dem Zeitschriften und Bücher lagen. Ganz neuzeitliche Rohrsessel standen darin, an der Wand sogar ein Kanapee. Ein etwas gedämpftes Licht fiel in den hohen Raum und gab ihm ein feierliches Gepräge. Einige blühende Blumentöpfe zierten die hohen Fensterbänke, Geranien und Fuchsien. Die Wände waren mit Bildern geschmückt. Eines davon, „Hänschen gib Acht“, hatte er schon wiederholt beim Bürgermeister zu Hause gesehen — die bekannte Szene, wo das ältere Schwesterlein das jüngere Brüderchen über ein kleines Wasser geleitet. Das reizende Bild hatte ihm immer gefallen. Er freute sich, wenigstens nun einen Bekannten hier zu sehen. Denn das Wartezimmer war noch leer. Er war ja auch viel zu zeitig gekommen.

Zaghast setzte er sich in einen der dastehenden Rohrsessel. In der Verlegenheit nahm er eines der abgegriffenen Bücher in die Hand, die da lagen. Aber mit einem Widerwillen legte er es wieder an seinen Platz zurück. Es war ihm, als ob von diesem, durch tausende von Kranken-Händen schon gewanderten Buche ein Duft ausginge, der ihn abstieß. Unwillkürlich wischte er mit der Hand am Hosensack entlang. Er

wollte lieber die Zeit mit stillem Betrachten zubringen, und da blieb wieder sein Blick bei „Hänschen“ haften. Er dachte an seinen Enkel, den kleinen Philipp, seiner einzigen Tochter Kind, die ein Obermoschel wohnte und den er so leidenschaftlich gern hatte. Sein Gesicht verklärte sich bei dem Gedanken an ihn — bis endlich die Türe aufging. Eine vornehm aussehende Frau trat ein und ließ sich ohne Gruß aufs Kanapee nieder. Die vornehme Dame mit dem Brillantring am Finger, die ihn nicht einmal eines Grußes gewürdigt hatte, nahm nicht die geringste Notiz von ihm. Nervös und hastig blätterte sie in einem mitgebrachten Buche, das sie aus ihrer Pompadour nahm, und schien sichtlich ärgerlich darüber, daß ihr dieser grobschlächtige Mann als Patient vielleicht eine Viertelstunde Wartezeit koste. Ein junger Mann, freundlichst grüßend, kam hinzu. Nach einer halben Stunde war das Zimmer fast bis auf den letzten Platz gefüllt. Ganz stille saß Amos da und beobachtete die Szene. Niemand kannte den Alten. Beunruhigt schaute er auf seine Uhr. Minuten wurden ihm zu Stunden. Endlich öffnete sich die Türe, ein großer, dunkelbärtiger Mann in weißem Kittel stand darin und sagte in herrischem Tone: „Bitte“. Amos schnellte von seinem Sitze auf und ging befangen ihn nach.

„Amos — Sie heißen Amos“ — der Arzt blätterte in seinen Papieren — „Sie sind zur ärztlichen Un-

terfuchung amtlich bestellt — na, wo ist denn Ihr Akt gleich — ganz recht — Jakob Amos, Amos, Amos — hier — Sie sind Landbriefträger“. Der Arzt fand Gefallen an dem Manne. Er machte die üblichen Aufzeichnungen — „eigentlich schon überreif, lieber Amos. Sie sind Pensionskandidat. Wissen Sie das? Wollen Sie denn wirklich mit Achtundsechzig Jahren noch Dienst machen? Sie fühlen sich noch gesund? Oder fühlen Sie sich irgendwie krank?“

„Krank, Herr Doktor? Das gerade nicht. Nur manchmal sehr müde bin ich, was ich früher nicht war. Alleweil geht's ja wieder, aber manchmal — da links — da spür ich was —“

„Na, machen Sie mal da auf.“

Der Arzt behorchte die Herzgegend.

„Ihr Herz ist angegriffen. Stark sogar. Machen Sie besser keinen Dienst mehr. Haben Sie noch Kinder? Nein? Na ja denn, da reicht's ja. Wieviel Kilometer machen Sie im Dienst täglich? Na — so ungefähr. Es kommt ja auf ein paar Meter nicht an.“

„Vierundzwanzig, Herr Doktor.“

„Vierundzwanzig — das macht die Woche mit sechs Tagen einhundertvierundvierzig.“ —

„Aber die langen Jahre, an denen ich auch Sonntag morgens zustellte, macht nochmals zwölfte mehr die Woche, Herr Doktor.“

„Lassen wir das mal außer Betracht, Amos. Einhundertvierundvierzig die Woche macht im Jahre“ — der Arzt nahm einen Bleistift zu Hilfe und rechnete — „macht im Jahre mit zwei Urlaubswochen $50 \times 144 = 7200$. Und wieviel Jahre verrichten Sie diesen Dienst?“

„Siebenundvierzig.“

„Das macht — warten Sie mal, das ist mir wirklich interessant, lieber Amos — 47×7200 gleich 338 400, hiezu die Sonntage —“

„Vierzig Jahre lang, Herr Doktor —“

„Also $40 \times 12 \times 50$ macht nochmals 24 000, zusammen 362 400 Kilometer dividiert durch 40 000 — 40 000 Kilometer ist nämlich der Umfang unseres Erdballes, lieber Amos — das macht — das macht also — vier Stellen ab — das macht —“ erregt sprang der Arzt von seinem Sessel auf und warf den Bleistift hin — „aber Mann, Amos, unglaublich, da sind Sie ja — neunmal dienstlich mit Ihrer Tasche um den Erdball herumgelaufen! Das ist unglaublich! Und Ihre Beine, Ihre Gelenke, Ihr Herz hat das ausgehalten? Alle Achtung vor solcher Leistung! Na — ich denke, wir sind einig, wir zwei, lieber Amos —“ er gab ihm die Hand — „gehen Sie ruhig nach Hause. Ab Montag bleiben Sie mal vom Dienst auf Krankenurlaub. Das

Weitere wird sich finden. Na — also leben Sie wohl. Ich wünsche Ihnen noch einen frohen Lebensabend."

Und Amos ging.

* * *

Es kann niemand sagen, daß der Mann, der nun von der Bühne seines Wirkens zurücktreten sollte, sich darüber gefreut hätte. Bis Montag waren noch vier Tage. Ersatz war bis dahin beschafft. Dann sollte er gehen. Es war dem Alten nicht besonders zu Mute. Der Wechsel war zu jäh, zu grell. Siebenundvierzig Jahre Arbeit, Fleiß, Pflicht, Ansehen, Zerstreung, innere Zufriedenheit, überall gerne gesehen — und nun mit einem Schlage: ohne Zweck, ohne regelmäßige Tätigkeit, ausgeschieden aus der Reihe der Schaffenden — — ein schwerer Gang war es, den der Alte am letzten Tage machte. Es leuchtete ein so wunderschöner Herbsttag. Amos begann sich langsam über die Schwermut hinwegzusetzen. Ach — das Herz fing ihm schließlich wieder zu hüpfen an wie früher, als er noch jünger und rüstiger war. Er blieb eine zeitlang sinnend oben im Walde stehen, als sähe er heute diese Fluren, die Häuser dort drunten, die Wiesenstücke und Gärten zum ersten Male. Doch nicht etwa zum letzten Male? Nein. Nun sollte er ja ausspannen — ausruhen. Er murmelte vor sich hin: „Ja, es war doch schön — das Arbeiten — das immer

tätig sein — es war halt doch schön, jung zu sein, gesund und froh, etwas zu gelten unter den Leuten — es war halt doch schön — es war halt doch schön.“

Da ward ihm auf einmal so schwankend vor den Augen. An einem Baum mußte er sich halten. Er setzte sich, in den Wald hineintorkelnd, auf den Boden. Mit einem leisen Seufzer griff der Alte plötzlich nach der Brust. Dann sank er lautlos hintüber. Langsam wurde es dunkel um ihn. —

Spät abends kam der Bäcker-Heinrich vom Wäschbacherhose und brachte die Nachricht, daß der alte Amos tot droben im Walde liege.

* * *

Sie brachten den alten toten Mann heim. Seine Papiere und sein Geld — alles in tadelloser Ordnung. Krampfhaft hielt er seine Ledertasche noch umklammert. Mit Gewalt mußten sie ihm die Hände davon ablösen. Lächelnd lag er da. Und im Tode noch war sein Gesicht verklärt, lag noch etwas wie Pflicht über ihm, als habe er immer noch — die Amtsmiene auf.

